

SARA GRAN

DAS ENDE  
DER WELT

CLAIRE DEWITT  
ERMITTELT

Aus dem Amerikanischen  
von Eva Bonné

DROEMER

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013  
unter dem Titel »Claire DeWitt and the Bohemian Highway«  
bei Houghton Mifflin Harcourt Publishing Company.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



© 2013 Sara Gran

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 Droemer Paperback

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Maria Hochsieder

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-22637-7

2 4 5 3 1

**D**er Detektiv glaubt, einen Mord aufzuklären oder das Verschwinden eines Mädchens, aber in Wahrheit ist er einer vollkommen anderen Sache auf der Spur, einer Sache, die er selbst nicht ganz versteht. Genugtuung erlebt er fast nie. Die Unsicherheit ist sein natürlicher Begleiter. Einen Großteil seines Lebens verbringt er in einem düsteren Wald, wo keine Wege mehr zu sehen sind und ihn nichts und niemand begleitet als seine Angst und seine Einsamkeit.

Doch die Antworten sind da. Die Lösungen warten darauf, gefunden zu werden, zitternd ziehen sie die Aufmerksamkeit auf sich und rufen dich beim Namen, auch wenn du sie nicht hören kannst. Und wenn du glaubst, dass man dich vergessen hat, dass jeder Schritt ein Fehler war und der Wald dich bei lebendigem Leib verschlingt, dann vergiss das eine nicht: Auch ich war einmal in jenem Wald, und ich habe es überlebt. Ich habe keinen Weg und keine Karte für dich, aber hoffentlich ein paar Hinweise. Wenigstens ich weiß, wo du gerade bist, vergiss das nicht, und ich werde dich nicht aufgeben, in diesem Leben und im nächsten nicht. An dem Tag, als ich den Wald verließ, sah ich die Sonne scheinen wie nie zuvor. Mehr Trost habe ich dir im Moment nicht zu bieten.

Eines Tages, viele Generationen in der Zukunft, wird alles sich aufklären und alle Rätsel werden gelöst, daran glaube ich. Das Wissen wird für jeder-

mann frei zugänglich sein, und noch das größte aller  
Rätsel – wer wir wirklich sind – wird sich aufklären.  
Bis dahin ist jede Detektivin allein in ihrem Wald  
unterwegs, um ihre Rätsel selbst zu lösen.

JACQUES SILETTE, *Détection*



### San Francisco

Ich begegnete Paul an einem späten Donnerstagabend beim Konzert eines Freundes meiner Freundin Tabitha im Hotel Utah. Etwa zwanzig Zuschauer waren gekommen, um die Band des Freundes meiner Freundin zu sehen. Einer dieser zwanzig war Paul. Ich saß mit Tabitha und ihrem Freund an einem Tisch in der Ecke. Tabitha war groß und spindeldürr, ihre Haare waren orangefarben und ihre Arme und Beine von Tätowierungen bedeckt. Tabithas Freund war einer jener jungen Männer, die zu süß sind, um wahr – oder interessant – zu sein. Er war ein bisschen jünger als ich und lächelte mich an, als meinte er es ernst.

Paul warf mir von der Bar aus Blicke zu, aber wann immer ich ihn dabei ertappte, schaute er schnell woanders hin. Das Ganze wiederholte sich einige Male, zu oft, um Zufall oder Einbildung zu sein. Eigentlich passierte mir so etwas ständig. Es war nichts Besonderes, dass mir ein Mann in einer dunklen Kaschemme in San Francisco verstohlene Blicke zuwarf.

Bloß dass Paul mit seinen großen, dunklen Augen und dem flüchtigen, schüchternen, verschämten Lächeln durchaus etwas Besonderes war.

Als Tabitha und ich die Bar nach dem Konzert verließen, spürte ich seine Blicke. Ich fragte mich, warum er mich nicht angesprochen hatte. Ob er es absichtlich unterlassen hatte, damit ich ihn nicht vergaß? Bei Männern weiß man ja nie, ich zumindest nicht.

Als wir zwei Wochen später wieder ins Hotel Utah gingen, um dieselbe Band zu sehen, war Paul auch da. Ich

hätte nicht zugegeben, nur seinetwegen gekommen zu sein, aber genau so war es. Paul war mit dem Gitarristen befreundet, Tabitha mit dem Schlagzeuher. Paul und ich gingen einander aus dem Weg, was mir aber zunächst nicht auffiel. Als er sich zur Band setzte, die vor Konzertbeginn in der Bar erschienen war, stand ich auf und ging zur Toilette. Sobald ich zurückkam, stand Paul auf, um sich einen Drink zu holen. Ich hatte ihn bis dahin für einen ganz netten, ganz hübschen Typen gehalten, den ich eventuell kennenlernen und mit dem ich eventuell ins Bett gehen würde.

Aber an jenem zweiten Abend spürte ich ein Grummeln im Bauch, eher Fledermäuse als Schmetterlinge, und kurz bevor ich endlich seine Hand schüttelte, überkam mich Todesangst, so als würden wir von einer schwarzen Strömung mitgerissen, der wir nicht entkommen konnten. Oder wollten.

Der berühmte Detektiv Jacques Silette hätte gesagt, dass wir Bescheid wussten. Wir wussten, was auf uns zukam, und wir beschlossen, es geschehen zu lassen. »Karma«, schrieb er, »ist nicht mit einem bereits gedruckten Text zu verwechseln. Vielmehr handelt es sich um einen Haufen Wörter, die die Autorin nach Belieben anordnen kann.«

Liebe. Mord. Ein gebrochenes Herz. Der Professor mit dem Leuchter im Salon. Der Detektiv mit dem Revolver in der Bar. Backstage der Gitarrist mit dem Plektron.

Vielleicht stimmte es, und das Leben war ein Haufen Wörter, die wir nach Belieben arrangieren durften, doch keiner schien zu wissen, wie. Ein Wortspiel ohne passende Auflösung, ein Kreuzworträtsel, bei dem uns ein Liedtext nicht mehr einfallen will. 1962, *I Wish We Were* \_\_\_\_.

Endlich begegneten wir einander.

»Ich bin Paul«, sagte er und streckte mir seine kalte, rauhe Hand entgegen, die vom jahrelangen Gitarrenspiel schwielig war. Er hatte sehr dunkle Augen und lächelte schief, so als sei das ein alter Witz unter uns.

»Ich bin Claire«, sagte ich und schüttelte seine Hand.

»Bist du auch Musikerin?«, fragte er.

»Nein«, antwortete ich, »ich bin Privatdetektivin.«

»Wow«, sagte er, »das ist ja cool.«

»Ja«, sagte ich, »ich weiß.«

Wir unterhielten uns. Wir waren beide viel gereist, jahrelang, und nun tauschten wir Anekdoten aus wie alte Kriegsveteranen. Holiday Inns in Savannah, verpasste Flüge in Orlando, Streifschüsse in Detroit – letztendlich war der Unterschied zwischen Musiker und Privatdetektivin gar nicht so groß, oder? Außer dass die meisten Menschen Musiker sympathisch fanden. Paul war klug. Das Gesprächsniveau ließ sich problemlos und ohne Vorankündigung steigern. Paul trug einen braunen Anzug mit weißen Nadelstreifen, der an Kragen und Ärmeln leicht ausgefranst war, und einen dunkelbraunen, fast schwarzen Hut – kein Fedora, aber ganz ähnlich –, den er nicht aufsetzte, sondern nur in der Hand hielt. Die Männer in San Francisco wussten, wie man sich kleidet. Keine Cargoshorts, keine weißen Turnschuhe, keine Poloshirts in Pastelltönen, keine bunten Socken, die jeden ansonsten ganz passablen Mann sofort entstellten.

Tabitha verbrachte den halben Abend auf dem Klo, wo sie grauenhaft schlechten Stoff kokste. Angeblich war er mit Pferdewurmkur, Katzentranquilizer oder Hundeaufputzmittel gestreckt, je nachdem, wen man fragte. Das Zeug war in der ganzen Stadt in Umlauf. Ich probierte

eine Prise, spürte das Brennen der Chemikalien im Hals und reichte das Pulver sofort weiter.

Später am Abend nahm Tabithas Freund eine andere mit nach Hause. Wie sich herausstellte, war er kein richtiger Freund, sondern nur ein Typ, mit dem sie geschlafen hatte. Das Mädchen, das er mit nach Hause nahm, war jünger als wir, hatte leuchtende Augen, langes, naturblondes Haar und entblößte bei jedem Lächeln eine Reihe von weißen, unbeschädigten Schneidezähnen.

Tabitha war betrunken, hatte zu viel von dem Pferdeentwurmungskokain genommen und weinte hemmungslos. Ich gab Paul meine Nummer für ein andermal und brachte Tabitha nach Hause.

»Ich war so dumm«, heulte sie, als wir die Straße entlangtorkelten, »ein so netter Typ würde sich nie im Leben in mich verlieben!«

Darauf wusste ich nichts zu sagen. Tabitha hatte recht. Sie war vieles, das meiste davon war positiv, aber *nett* war sie nicht. Ich brachte sie nach Hause, half ihr die Treppe hinauf, setzte sie aufs Sofa und ließ sie mit *Ich kämpfe um dich* allein, ihrem Lieblingsfilm. »Leberwurst«, murmelte sie zusammen mit Ingrid Bergman.

Als ich nach Hause kam, hatte Paul schon angerufen. Ich rief zurück. Es war Viertel nach zwei. Wir redeten, bis die Sonne aufging. Wie viele Männer war er nur in Gesellschaft schüchtern, alleine gar nicht mehr. Er hatte die letzten sechs Monate in Haiti verbracht, um von den Trommlern der Bokor zu lernen. Ich kannte mich nicht mit Musik aus, mit ihren technischen Aspekten, aber ich verstand, was es bedeutete, sich einer Sache ganz und gar hinzugeben. Sich ihr mit Haut und Haar zu verschreiben, ohne zu wissen, ob man aufs richtige Pferd gesetzt

hat. Über dieses Thema ließ sich mit den wenigsten Menschen reden.

Wir alle wollen ein anderer sein. Und manchmal schaffen wir es, uns selbst davon zu überzeugen.

Aber dieser Zustand ist nie von Dauer. Am Ende kommt immer unser wahres, gebrochenes, vernarbtes Ich zum Vorschein.

## 2

Danach waren Paul und ich für ein paar Monate zusammen. Ein halbes Jahr vielleicht. Dann reiste ich für eine Woche nach Peru, um den Fall der Silberperle zu lösen. Ich verlängerte um drei Wochen, um mich zusammen mit einem Mann, den ich in einer Bar in Lima kennengelernt hatte, dem Studium der Kokablätter zu widmen. Ich hätte Paul anrufen oder ihm einen Brief oder eine Mail schreiben oder ihm Rauchzeichen schicken können. Aber ich tat nichts davon. Als ich nach San Francisco zurückkam, war er neu liiert. Es dauerte nicht lang, und ich hatte es ihm gleichgetan.

Eines Abends, ein Jahr nachdem das mit uns, wie immer man es auch nennen wollte, vorbei war, traf ich ihn zufällig im Shanghai Low, einer Bar in der Nähe meiner Wohnung in Chinatown. Paul trug eine alte Lederjacke und neue, dunkelblaue, steife Jeans mit umgekrepeltem Saum. Wir waren beide gekommen, um eine Band zu sehen. Wir tranken Cocktails, im Schneckentempo, während er von seiner letzten Osteuropareise berichtete. Da kam meine Freundin Lydia herein. Ich konnte es in Pauls Gesicht sehen, noch bevor ich mich umdrehte, seinem Blick folgte und sie entdeckte.

»Claire!«

»Lydia!«

Sie setzte sich zu uns und bestellte einen Drink. Lydia war eigentlich keine Freundin, sondern nur eine Frau, die ich zufällig kannte. Eine Bekannte. Sie war mit meinem Freund Eli befreundet, Eli, der längst mit seinem Ehemann, einem Juristen, nach Los Angeles gezogen war

und uns alle mit der guten Partie verraten hatte. Ich fand Lydia ganz nett. Sie war eine taffe, junge Frau aus Hayward, die keine Anstrengungen gescheut hatte, um zu werden, wer sie heute war. Sie spielte Gitarre in einer leidlich bekannten Band namens The Flying Fish. Ausgefallene, hochwertige Tattoos bedeckten die Innen- und Außenseiten ihrer Arme. Ihr schwarz gefärbtes Haar war lang, der Pony kurz. Sie trug ein enges, schwarzes T-Shirt, schwarze High Heels aus Lackleder und eine auf Dreiviertellänge abgeschnittene Jeans, die weitere Tätowierungen an Füßen und Knöcheln enthüllte. Lydia wäre auch ohne die High Heels ein Hingucker gewesen; mit ihnen war sie ein Wesen von einem anderen Stern. Paul war nicht der Einzige, der Stielaugen machte, als sie hereinkam.

Wer hat, der hat. An der Imbissstheke kriegt man immer ein bisschen mehr als die anderen, man bekommt weniger Strafzettel und niemand, wirklich niemand versucht, sich in der Warteschlange vorzudrängeln. Dann wiederum ist eine hübsche Frau immer nur Objekt, nie Subjekt. Die Leute halten sie für dumm und behandeln sie dementsprechend, was manchmal hilfreich und fast immer ärgerlich ist. Und wenn sie die dreißig überschritten hat, fällt die Rendite Jahr für Jahr kleiner aus. Da ist es doch schlauer, von vornherein anderweitig zu investieren.

Fand ich. Lydia hingegen zählte zu genau jener Sorte Frau, der Sorte, die aus ihren makellosen Gesichtszügen und der schmalen Taille rausholt, was rauszuholen ist. Wahrscheinlich hatte sie seit ihrem zwölften Lebensjahr nicht mehr selbst für einen Drink bezahlt. Mir sollte es recht sein. Und Paul war es ebenfalls recht. Die zwei unterhielten sich über Bands und Musik, über kubanische

*claves* und mexikanische *guitarras* und über gemeinsame Bekannte. Vielleicht waren sie einander schon früher begegnet und hatten es einfach nur vergessen. Sie hatten viele gemeinsame Bekannte, nicht bloß mich. Aber hätten sie sich nicht erinnert?

Vielleicht waren sie einander schon begegnet, aber eben zum falschen Zeitpunkt. Vielleicht war der richtige Zeitpunkt jetzt gekommen.

Zwei Menschen beim Verlieben zuzusehen ist, wie wenn man zwei Güterzüge beobachtet, die unaufhaltsam und mit Höchstgeschwindigkeit aufeinander zurasen. Ich tat so, als hätte ich an der Bar ein bekanntes Gesicht entdeckt, und zog mich zurück. Und dann sah ich tatsächlich jemanden, einen Kollegen namens Oliver. Ein fleißiger, aber wenig talentierter Privatdetektiv, der sich auf Kreditkartenbetrug und Unterschlagung spezialisiert hatte. Auf die trüben, traurigen Gewässer der Geldgier.

»Guck mal«, sagte er, »da hinten ist Lydia Nunez.«

Ich hatte vergessen, dass Lydia so etwas wie eine Berühmtheit war. Es gab nicht allzu viele hübsche Mädchen in der Stadt, die Gitarre spielen konnten, und über die wenigen, die es gab, wurde in den Medien ausführlich berichtet. So wie New Orleans oder Brooklyn war auch San Francisco stolz auf seine Lokalhelden.

Außerdem war Lydia eine verdammt gute Gitarristin.

»Ja«, sagte ich, »wir sind befreundet. Kennst du sie?«

»Schön wär's«, sagte Oliver und zog jenes traurige Gesicht, das Männer ziehen, die eine bestimmte Frau nicht haben können. So, als würde er einen Arm oder ein Bein verlieren.

Oliver gab mir einen Drink aus. Als das Konzert anfang, kamen Paul und Lydia, um mich zu holen, aber ich gab

vor, mit Oliver reden zu müssen. Ich sagte ihnen, sie sollten vorgehen. Als ich Oliver Lydia vorstellte, kippte er sich seinen halben Drink auf die Hose. Später ging ich nach unten, um Paul und Lydia zu suchen und ihnen eine gute Nacht zu wünschen. Aber sie waren längst weg.

In jener Nacht träumte ich zum ersten Mal von Lydia. Ich stand auf dem Dach meines Wohnblocks, der von tiefschwarzem Wasser umgeben war. Am Nachthimmel funkelten weiße Sterne.

Ich schaute Lydia beim Ertrinken zu.

»Hilfe!«, schrie sie. Schwarzer Matsch klebte ihr im Gesicht und im verfilzten Haar. »Hilf mir!«

Ich half ihr nicht. Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute ihr beim Ertrinken zu. Dann setzte ich mir eine dicke Brille mit schwarzem Gestell auf und schaute noch genauer hin.

»Der Auftraggeber kennt des Rätsels Lösung schon«, schrieb Jacques Silette, »aber er verleugnet sein Wissen. Er engagiert die Detektivin nicht, um die Lösung zu finden. Er engagiert die Detektivin, um zu beweisen, dass es keine Lösung gibt. Was natürlich in gleichem Maß auf die Detektivin zutrifft.«

Zwei oder drei Tage später ließ sich Lydia von Eli meine Nummer geben und rief mich an. Wir plauderten kurz über Eli und andere gemeinsame Bekannte, bis das Gespräch auf den wahren Grund für ihren Anruf kam.

»Es macht dir also wirklich nichts aus?«, fragte sie. »Das mit mir und Paul? Denn wir haben dich sehr gern, und ...«

»Nein«, sagte ich. »Natürlich ist es okay. Ich und Paul sind nicht ...«

»Oh, das weiß ich«, unterbrach mich Lydia, »ich meine, ich hätte ja nie ... wenn ihr noch ...«  
»Nein«, sagte ich. »Ehrlich. Dann seid ihr also immer noch ...«  
»O mein Gott«, sagte Lydia, »wir sehen uns praktisch jeden Tag. Es ist super.«  
»Wie wunderbar«, sagte ich.  
»Wirklich?«, fragte Lydia. »Findest du es wirklich wunderbar?«  
Hatte ich tatsächlich wunderbar gesagt? *Wunderbar* war wohl etwas übertrieben. Ich fand es okay. Ich fand es sogar ganz gut. Ich wusste nicht, wann ich zum letzten Mal irgendetwas *wunderbar* gefunden hatte. Der Begriff implizierte eine Glückseligkeit, die ich vermutlich nie erlebt hatte. Aber das war es, was sie hören wollte.  
»Ja«, sagte ich, »einfach wunderbar.«

Lydia und Paul gründeten eine Band, Bluebird. Nach etwa einem Jahr löste Bluebird sich auf, und beide spielten wieder in eigenen Bands. Paul gründete eine Romaklezmer-Formation namens Philemon und Lydia eine bluesige, nostalgische, punkige Harry-Smith-Gedenkband namens The Anthologies. Ich sah beide Bands live. Sie waren gut. Besser als gut. Ich sah Lydia und Paul beim Anthologies-Konzert, sie wirkten ausgelassen, heiter, einander zugewandt, irgendwie fröhlich. Und als sie ein Jahr später heirateten, schickten sie mir eine Lupe aus Sterling-Silber von Tiffany's. Es war ein Geschenk, wie man es einer Trauzeugin machen würde, dabei war ich keine Trauzeugin. *Danke*, stand auf der Karte. Ich fragte mich, ob sie sich bedankten, weil ich sie einander vorgestellt oder weil ich sang- und klanglos das Feld geräumt hatte.

Sie luden mich zur Hochzeit ein, aber ich war für den Fall der Omen ohne Zukunft nach L. A. gerufen worden. Die Lupe war gut, und ich benutzte sie oft, bis ich zwei Jahre später ohne Reisepass, ohne Papiere und fast ohne Geld in Mexiko City festsaß. Ich verpfändete die Lupe, um einen Schlepper namens Francisco zu bezahlen, der mich über die Grenze schmuggelte.

Nichts ist für die Ewigkeit. Alles fließt.

Pauls und Lydias Geschichte war keine bereits gedruckte Abfolge von Wörtern. Vielleicht war sie ein Roman, den sie selbst schrieb. Vielleicht hatte er sogar ein Happy End.

Oder vielleicht handelte es sich um einen gewöhnlichen Krimi, in dem einer den anderen umbringt und keiner zur Rechenschaft gezogen wird, so dass das Ende fehlt. »Die Rätsel haben kein Ende«, hatte Constance Darling, Silettes Schülerin, einmal zu mir gesagt. »Und vielleicht werden sie auch niemals wirklich gelöst. Wir tun so, als hätten wir verstanden, weil wir es nicht mehr aushalten. Wir klappen die Akte zu und schließen den Fall ab, was aber noch lange nicht bedeutet, dass wir die Wahrheit kennen, Claire. Es bedeutet lediglich, dass wir bei diesem einen Rätsel aufgegeben haben. Dass wir beschlossen haben, woanders weiterzusuchen.«

# 3

18. Januar 2011

Ich hatte die Nacht in Oakland verbracht, in den Mammutbaumwäldern oberhalb der Stadt, wo ich mit dem Roten Detektiv sprach. Er sagte, er könne eine bevorstehende Veränderung riechen. Eine Wendung, die ihn, mich, uns alle betraf. Er zog eine Tarotkarte aus dem Stapel. Egal, wie oft wir mischten, es kam immer wieder der Tod heraus.

»Es ist lediglich eine Veränderung«, erklärte der Rote Detektiv, »aber ich muss schon sagen, sie fällt verdammt groß aus.«

Gegen zwei oder drei Uhr morgens fuhr ich heim nach San Francisco, zog mich aus und krabbelte in T-Shirt und Slip und mit Zweigen und Blättern im Haar ins Bett. Um fünf klingelte das Telefon. Ich wollte eigentlich nicht rangehen, aber meine Hand griff einfach zum Hörer.

»Claire?«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang forsch und weiblich und fremd.

»Ja?«, sagte ich.

»Hey. Hier spricht Detective Huong vom San Francisco Police Department.«

Ich kannte Madeline Huong. Für eine Polizistin war sie ganz in Ordnung. Sie gab sich wirklich Mühe. Was man heutzutage nur über die wenigsten Menschen sagen kann.

»Was ist los?«, fragte ich. Mein Kopf war leer, ich war noch nicht richtig wach.

»Ich habe schlechte Nachrichten für Sie«, sagte sie, »es tut mir leid. Jemand wurde ermordet.«

»Wer?«, fragte ich. Aber dann zuckten schwarze Blitze vor meinen Augen, und ich wusste Bescheid.  
»Paul Casablancas«, sagten wir gleichzeitig.  
»Wie bitte?«, fragte sie. »Was haben Sie gesagt?«  
»Nichts«, sagte ich.  
»Nun ja, wie dem auch sei, es tut mir leid«, sagte Huong.  
»Ich habe Ihre Nummer im Handy der Ehefrau gefunden und dachte mir ... Sie wissen schon ... nicht jeder ...«  
Sie wollte damit sagen, dass ich den Tod gewohnt war, dass ich wusste, was zu tun und wer zu benachrichtigen war. Dass ich nicht weinen oder in Ohnmacht fallen würde.  
Sie hatte recht.  
»Claire? Claire?«  
»Ja«, sagte ich, »ich bin noch da.«  
»Wenn Sie bitte zum Tatort kommen würden. Wir sind bei ihm zu Hause. Die Ehefrau könnte ein wenig Unterstützung gebrauchen.«  
»Lydia«, sagte ich. »Sie heißt Lydia. Und ja, ich bin gleich bei Ihnen.«

Ich legte auf und rief Claude an. Seit meiner Zeit in New Orleans, wo ich den Fall des grünen Papageien gelöst hatte, war Claude mein Assistent. Ich brauchte ihn nicht etwa, weil ich so viel zu tun hatte, sondern weil ein großer Teil meiner Arbeit sterbenslangweilig war. Kreditkartenabrechnungen überprüfen, Telefonate führen, zur Stadtverwaltung laufen und Grundbucheinträge lesen, Futterlieferanten für Miniaturpferde ausfindig machen. Ich hatte die Nase voll.  
Claude war der letzte in einer ganzen Reihe von Assistenten, die ich im Laufe der Jahre eingestellt und entlas-

sen hatte. Oder entlassen hätte, wenn sie mir mit ihrer Kündigung nicht zuvorgekommen wären. Claude war ein helles Köpfchen, fleißig und loyal, und sein enzyklopädisches Wissen auf dem Gebiet der mittelalterlichen Wirtschaftslehre erwies sich als nützlicher, als man zunächst meinen würde.

In Pauls Todesnacht war Claude nach dem fünften Klingeln am Telefon. Er hatte geschlafen.

»Jemand wurde ermordet«, sagte ich.

»Okay«, sagte Claude verunsichert. »So läuft das jetzt?« Normalerweise mischten wir uns erst in einen Fall ein, nachdem viele andere Leute ihr Bestes versucht hatten und gescheitert waren. Niemand zog einen Privatdetektiv zu Rate, schon gar nicht mich, bevor nicht alle rationalen Möglichkeiten ausgeschöpft waren. Es war wie bei Exorzisten und Feng-Shui-Beratern. Noch nie hatte ich Claude wegen eines neuen Falles mitten in der Nacht angerufen.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Ich wollte es dir einfach nur sagen.«

Ich erzählte ihm nicht, dass es um Paul ging. Dass ich das Mordopfer kannte.

»Soll ich irgendwohin fahren?«, fragte Claude. »Warte mal ... muss ich jetzt so was sagen wie: ›Wir treffen uns dort‹ oder ›Ich bin in fünf Minuten da‹, und dann auflegen? Denn in fünf Minuten schaffe ich es nicht. Eher so in einer Stunde.«

Ich sagte nichts.

Paul war tot. Keine Wörter schienen belastbar genug, um die Tatsache zu tragen. Paul, der mir einen Origami-Schwan gefaltet hatte. Paul, der jedes burmesische Restaurant in der Bay Area kannte, der seine Sonntage da-

mit verbrachte, auf Flohmärkten nach Lautsprechern und Röhrentestern und Ohmmetern zu suchen.

Ich dachte an den großen Flohmarkt in Alameda, wo die Röhrentester in Zukunft unbeachtet, ungekauft und einsam verstauben würden.

»Keine Verdächtigen«, sagte ich, »kein Motiv.«

»Okay«, sagte Claude. »Also, kann ich dir jetzt irgendwie helfen, oder ...«

»Nein, ich glaube nicht«, sagte ich.

»Claire«, sagte Claude, »ist alles in Ordnung?«

»Natürlich«, sagte ich. »Sag mal, könntest du eine neue Akte anlegen?«

»Klar«, antwortete er, »wie soll sie heißen?«

»Der Fall ...«

Ich schloss die Augen und sah Bilder auf der Unterseite meiner Lider – einen flatternden Vogel, ein Feuerwerk, einen Geist. Einer religiösen Überlieferung zufolge befinden wir uns im Kali Yuga, einer Epoche, die zwischen hunderttausend und eine Million Jahre dauert, je nachdem, wen man fragt. In den anderen Yugas waren beziehungsweise werden wir attraktiver, freundlicher und größer, außerdem bringen wir einander nicht mehr um. Der Himmel ist klar und die Sonne scheint. Im Kali Yuga hingegen sind alle Tugenden der Sünde gewichen. Es gibt keine guten Bücher mehr. Jeder heiratet die falsche Person, und keiner ist zufrieden mit dem, was er hat. Die Weisen verkaufen ihr Wissen, und die *Sadhus* leben in Palästen. Der Dämon Kali liebt das Gold und die Schlachthöfe. Er liebt das Glücksspiel und zerstört mit Genuss.

In diesem Yuga bleiben wir unwissend, bis es zu spät ist. Und ausgerechnet die Menschen, die wir am meisten

lieben, verschweigen uns die Wahrheit. Wir taumeln blind durch die Wirklichkeit, mit trüben Augen und tauben Ohren. Eines Tages, in einem anderen Yuga, werden wir aufwachen und erkennen, was wir getan haben, und dann werden wir einen Strom von Tränen vergießen und uns und unsere Dummheit beweinen.

»Claire?«, fragte Claude noch einmal. »Ist alles in Ordnung?«

»Natürlich«, sagte ich. »Mir geht es gut. Die Akte heißt: Der Fall des Kali Yuga.«

Als Claude zum ersten Mal mein Apartment betrat, sah er aus wie ein Mann, der in seinem ganzen Leben noch keinen einzigen schönen Tag verbracht hatte. Er trug ein Hemd und einen Blouson, dazu saubere Jeans und keine Sneaker, sondern richtige Herrenschuhe. Das machte einen guten Eindruck. Er war schlank und gutausehend – ich tippte auf einen Elternteil mit japanischen und einen mit afrikanischen Vorfahren, vermischt mit ein paar europäischen Genen. Später erfuhr ich, dass ich richtig lag. Ich interviewte ihn.

»Sie studieren noch?«

»Ich schreibe an meiner Doktorarbeit«, antwortete Claude. »Mittelalterliche Geschichte.«

»Nehmen wir an«, sagte ich, »wir würden an einem Fall arbeiten. Ich rufe Sie um fünf Uhr morgens an, nur so, um laut nachzudenken. Wäre das für Sie ein Problem?«

»Auf keinen Fall«, sagte Claude, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich bin ein Mann der Theorie. Rufen Sie mich jederzeit an. Ich liebe es, laut nachzudenken. Oder Dinge zu tun. Das ist auch gut. Ich kann auch etwas tun.«

Wenn es ums Tun ging, klang er weniger überzeugt.  
»Warum schreiben Sie eine Doktorarbeit?«, fragte ich.  
»Und wozu wollen Sie diesen Job?«  
Er seufzte.  
»Ich dachte immer, es wäre das Richtige für mich«, sagte er, »meinen Doktor zu machen. Nach Berkeley zu ziehen. Ich habe von nichts anderem geträumt, seit ich fünfzehn war. Genau so sollte es sein. Und jetzt bin ich hier, und ...« Stirnrunzelnd sah er sich im Zimmer um. »Ich glaube, ich will das alles gar nicht mehr«, sagte er. »Was nicht heißen soll, dass ich aufgebe. Noch nicht. Ich habe schon zu viel Arbeit investiert, und meine Berufsaussichten sind wirklich glänzend. Was eine Universitätslaufbahn betrifft. Aber inzwischen weiß ich nicht mehr, ob es das Richtige für mich ist.« Claude hob ratlos die Hände, so als rede er über einen Fremden, einen Verrückten, den er nicht verstehen konnte. »Ich glaube, ich möchte Privatdetektiv werden«, sagte er schließlich.  
»Privatdetektiv«, wiederholte ich. »Warum?«  
»Keine Ahnung«, sagte Claude. »Manchmal habe ich das Gefühl, mir insgeheim nie etwas anderes gewünscht zu haben. Aber der Beruf erschien mir immer so ... so ...«  
»Brotlos?«, schlug ich vor.  
»Ja«, sagte er. »Und auch zu ...«  
»Gefährlich?«  
»Vielleicht«, sagte er. »Aber auch so ...«  
Er hob die Hand, um mich zu bremsen. Ich hatte schon wieder den Mund aufgemacht. »So unrealistisch«, fuhr er fort. »Ich meine, davon träumt jedes Kind, oder? Wahrscheinlich ist die Zahl der Konkurrenten astronomisch hoch. Und ich kann keinerlei Erfahrungen vorweisen, nicht mal als Kaufhausdetektiv. Aber als ich hörte, dass

Sie auf der Suche nach einem Assistenten sind, beschloss ich, es einfach mal zu probieren. Ich weiß, wie schlecht meine Aussichten sind. Und ich weiß auch, dass Sie Bewerber haben, die viel qualifizierter sind als ich. Aber das Leben ist kurz. Ich dachte mir ... ich meine ...«

Claude runzelte die Stirn.

»Im Jahr 2001«, fuhr er fort, und auf einmal wusste ich, er sagte die Wahrheit, er sprach sie zum ersten Mal laut aus, »habe ich in der Universitätsbibliothek in Stanford recherchiert. Durch Zufall geriet ich in die Kriminologie-Abteilung, wahrscheinlich, weil ich auf der Suche nach der Strafgesetzgebung im Russland des fünfzehnten Jahrhunderts war. Dieses Buch ... ein dünnes Taschenbuch. Es war ... ich weiß, es klingt albern. Aber es war so, als wäre es aus dem Regal gefallen und mir direkt vor die Füße. Ich hob es auf und schaute hinein und las einen Absatz: ›Vor allen Dingen sticht das innere Wissen des Detektivs jedes Beweisstück aus, jede Spur, jede rationale Überlegung. Wenn wir dieses Wissen nicht über alles andere stellen, lohnt sich das Weitermachen nicht, weder in der Detektivarbeit noch im Leben.«

Im Zimmer wurde es still. Wir waren in meinem Apartment in Chinatown. Ich bewohnte das oberste Stockwerk eines Hauses an der Ross Alley. Unter mir drei Etagen Leichtindustrie und Immigrantunterkünfte, fast alles illegal. Mein Apartment war riesig, fast hundertvierzig Quadratmeter groß, und es war sowohl Wohnung als auch Büro. Beziehungsweise weder noch.

Meine beste Freundin Tracy hatte im Jahr 1980 das gleiche Buch in meinem Elternhaus entdeckt. Das Buch, das uns das Leben rettete und es mit derselben Konsequenz zerstörte.

Als Claude von dem Moment erzählte, in dem er zu Claude wurde, ließ der Straßenlärm plötzlich nach. Claude hatte damals nicht verstanden, was passiert war; ich konnte sehen, dass er es immer noch nicht wusste. »Ich weiß nicht«, sagte er traurig und auch ein bisschen wütend, »ich weiß ja nicht mal, was es zu bedeuten hatte. Es war so ... so, wie alle immer gesagt haben. Sie wissen ja, wie das ist, alle sagen einem, was man tun soll. Immer. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Na ja, zum Beispiel bin ich heute nach Chinatown gekommen, und ich sehe die vielen Zeichen, aber sie sind in einer anderen Sprache ... Es ist wie im richtigen Leben, aber gleichzeitig irgendwie verschoben, wie in einer anderen Zeit. Einem anderen Yuga. Wissen Sie, es ist, als wäre ich mein Leben lang immer gleich nach rechts abgebogen, wenn ich morgens aus dem Haus kam. Und dann eines Tages merke ich, links war auch schon immer da, bloß dass ich es nie beachtet habe. Und statt in Berkeley finde ich mich plötzlich in Chinatown wieder, oder in China. So wie in diesem Traum, wo man in seinem Elternhaus steht und merkt, da gibt es ein Geheimzimmer, von dem einem niemand je was erzählt hat, verstehen Sie? Alle haben davon gewusst, aber keiner hat was gesagt. Einfach so. Und plötzlich ist man der Einzige, der es bemerkt. Es ist, als wüssten die anderen nichts von dem Zimmer. Oder vielleicht wollen sie nichts davon wissen. So als wären sie, na ja, Insekten oder so was. In einem Bienenstock. Ergibt das einen Sinn? Verstehen Sie mich überhaupt?«

»Ja«, sagte ich, »absolut.«

»Ich habe mir das Buch dann ausgeliehen«, erzählte Claude. Er hatte sich immer noch nicht beruhigt. »Ehrlich gesagt habe ich es nie zurückgebracht. Womit es sich,

genau genommen, wohl um Diebstahl handelt. Aber es war seit 1974 nicht mehr ausgeliehen worden. Auf jeden Fall möchte ich seit jenem Tag Detektiv werden. Ich weiß, wie verrückt das klingt.«

Ich schwieg. Claude fing an, nervös zu husten. Dann begann er zu weinen; kleine Wasserfäden pressten sich aus seinen Tränenkanälen, knauserig und sparsam zunächst, bis er schließlich schluchzte, als wäre ein Teil von ihm gestorben. Vielleicht die Hoffnung, ein anderer zu sein. Ein normaler Mann mit einem bequemen Leben und einer hübschen Freundin und einem guten Job. All das war nun vorbei oder würde es bald sein. Es war nicht schade drum!

Wir blieben noch etwa eine Stunde so sitzen. Claude weinte und bekam den Job.

Ich habe ihn seither nicht mehr weinen sehen.

Jacques Silettes *Détection*, jenes Buch, das sich in der sterilen Stanforder Universitätsbibliothek vor Claudes Füße warf, hatte schon viele Leben ruiniert, nicht nur das von Claude. Oder meins. Ich verbrachte zwei Jahre meines Lebens in New Orleans, um bei Silettes Schülerin Constance Darling in die Lehre zu gehen. Constance hatte den größten Teil der fünfziger und sechziger Jahre in Frankreich bei Silette verbracht, um von ihm zu lernen, was es zu lernen gab. Sie wurden Freunde und später ein Liebespaar. Silette war ein berühmter Detektiv gewesen, der beste in ganz Europa, aber nach der Veröffentlichung von *Détection* schrieb man ihn als Spinner ab. Fast niemand verstand das Buch, wenigstens gab es keiner zu. Stattdessen tat man so, als sei Silette der Verrückte und alle anderen Detektive, die Mitte des zwan-

zigsten Jahrhunderts in Europa und Amerika praktizierten, schlaue Füchse – trotz ihrer grottenschlechten Aufklärungsraten und ihrer idiotischen, pseudowissenschaftlichen Methoden. Silette hatte es vorausgesehen und war, nach allem, was ich hörte, von der Reaktion nicht allzu gekränkt gewesen. Es muss ihm aber einen Stich versetzt haben, als selbst die engsten Freunde und Kollegen seine Kontaktversuche ignorierten. Im Laufe der Jahre baute er sich einen neuen Kreis aus Freunden und Bewunderern auf. Sie waren wenige an der Zahl und weit verstreut, aber sie waren ihm treu ergeben.

Jacques Silette war der beste Detektiv, den die Welt je gesehen hatte. Meiner Ansicht nach. Seine Methoden waren ungewöhnlich, aber ich und ein paar andere Anhänger hielten daran fest. Ich habe Silette nie kennengelernt. Er starb 1980, als ich noch ein Kind war, an gebrochenem Herzen; seine Tochter Belle war entführt und nie wiedergefunden worden. Seine Genialität konnte ihn nicht vor dem Schmerz bewahren. Das hat noch nie funktioniert. Silette war der beste Detektiv der Welt und rutschte am Ende doch in die Rolle des gebrochenen, einsamen Einfaltspinsels ab.

Constance war Silettes bevorzugte und beste Schülerin gewesen – und seine Geliebte, Freundin und Kameradin. Constance war ein Ast im Siletteschen Stammbaum, und ich war ihre Frucht. Es gab noch andere Äste, andere Detektive, die bei Silette studiert hatten und Anspruch auf sein Erbe erhoben. Hans Jacobson zum Beispiel, der seine Berufung aufgab, um ins Finanzwesen zu wechseln. Hans hatte ein Vermögen nach dem anderen verdient und fröhlich sein Geld für Frauen, Yachten, Kunst und Drogen verprasst. Inzwischen lebte er unter einer Brü-

cke in Amsterdam. Ich hatte ihn kennengelernt und den Eindruck bekommen, nie einem glücklicheren Menschen begegnet zu sein. Jeanette Foster war eine gute, wenn auch wenig kreative Privatdetektivin für Wirtschaftsspionage gewesen. Sie war im letzten Jahr in Perth gestorben. Und dann war da noch Jay Gleason, der eine betrügerische Fernuniversität in Las Vegas eröffnet hatte. DETEKTIV SEIN – ODER WENIGSTENS SO AUSSEHEN, so oder ähnlich lauteten die Anzeigen, die er in Magazinen wie *Glücksritter* und *Men's World* und *Der Detektiv* schaltete.

Jay war einer von Silettes letzten Schülern. Als er 1975 nach Frankreich zog, um bei Silette zu lernen, war er gerade fünfzehn Jahre alt. Zwei Jahre war es her gewesen, dass Silettes Tochter Belle verschwunden war und mit ihr alle Freude. Angeblich stand Jay eines Morgens einfach vor Silettes Tür. Ohne dem Hausherrn auch nur einen guten Tag zu wünschen, machte der Junge mit den blonden, wilden Locken, dem hübschen Gesicht, den schmutzigen Schlagjeans und dem Rock-'n'-Roll-T-Shirt sich daran, seine Lösung des hundert Jahre zurückliegenden Falles der ermordeten Madame vorzutragen, ein berühmtes, nie aufgeklärtes Pariser Verbrechen, das schon ganz andere Detektive als Jay ins Verderben gestürzt hatte. Jay war überzeugt, auf der richtigen Fährte zu sein und den alten Mann beeindrucken zu können. Der Ex-Mann war es gewesen, da war Jay sich sicher. Als er fertig war, fing Silette herzlich zu lachen an, zum ersten Mal seit dem Verlust seiner Tochter. Etwas an Jay – sein Eifer, seine Intelligenz, seine Bewunderung – amüsierte den alten Mann.

»Du irrst dich«, sagte Silette zu dem jungen Amerikaner. Er hatte den Fall natürlich schon vor Jahren gelöst. »Du

hast gute Arbeit geleistet. Aber den wichtigsten Hinweis von allen hast du übersehen.«

»Und der wäre?«, fragte Jay.

»Schließe die Augen«, sagte Silette.

Jay gehorchte.

»Was siehst du?«, fragte Silette.

Jay zögerte. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte den Alten unbedingt beeindrucken wollen.

»Dunkelheit«, sagte Jay. »Ich sehe nichts. Ich ...«

»Psst«, machte Silette und legte Jay zur Beruhigung eine Hand an den Rücken. »Augen nicht aufmachen. Ich frage, was du siehst, nicht, was du sehen möchtest. Nicht, was du zu sehen glaubst. Benutze deine Augen. Was siehst du?«

Keiner weiß, was Jay gesehen hat. Aber angeblich sah er etwas – etwas, das ihn zittern und weinen und schließlich vor Silettes Haustür zusammenbrechen ließ. Er weigerte sich, die Augen zu öffnen; er war am Boden zerstört. Zerstört und errettet. Die zwei Seiten der Siletteschen Medaille.

»Der Sohn war es«, stieß Jay endlich hervor, »der Sohn. O Gott. Er hat seine eigene Mutter umgebracht! Der Sohn war es.«

Silette lächelte. Die Antwort war richtig. Er bat Jay herein und gestattete ihm zu bleiben.

Jay stammte aus einer wohlhabenden amerikanischen Industriellendynastie, deren Abkömmlinge in Newport und an Long Islands Goldküste, an den Hainen entlang des Hudson River und auf den üppig bewaldeten Hügeln der mittelatlantischen Staaten siedelten. Er hätte alles aus seinem Leben machen können oder, wie übrigens die meisten seiner Verwandten, nichts. Es ist keine Schande, im Hauptberuf Erbe zu sein, zumindest nicht unter

hauptberuflichen Erben. Aber Jay wollte unbedingt Detektiv werden. Inzwischen handelte er mit offiziellen Detektivzertifikaten, die sich wunderbar einrahmen ließen. Solch wirre Biografien bewiesen in den Augen der Kritiker, dass Silettes Schule ein Betrug war. Eine Handvoll Silettianer stand Tausenden von gewöhnlichen Detektiven gegenüber und damit quasi unter Dauerbeobachtung. Unsere Feinde erklärten uns für verschroben und unberechenbar, unsere Methoden für übertrieben und unsere Lösungen für theatralisch.

Die Wahrheit aber war, dass wir ungewöhnlich viele Fälle knackten. Normalerweise bekam ein Silettianer ein Problem erst in die Finger, wenn sich zehn andere Detektive die Zähne daran ausgebissen hatten. Die meisten Fälle wurden einem Silettianer erst unterbreitet, wenn der Klient so verzweifelt war wie eine Krebskranke, die von der Schulmedizin aufgegeben wurde und eine Kräutermedizin in Tijuana aufsucht.

»Der Detektiv«, sagte Jacques Silette 1960 in einem Interview mit *Le Trimestrielle des Détectives*, »ist weder seinem Auftraggeber noch der Öffentlichkeit verpflichtet, sondern einzig und allein der schrecklichen, monströsen Wahrheit.«

Ich kannte eine Frau, die eine dieser Kliniken in Tijuana aufgesucht hatte. Hirntumor im Endstadium. Bevor sie nach Mexiko fuhr, sagten die Ärzte, sie habe nur noch sechs Monate zu leben, höchstens neun. Wahrscheinlich weniger.

Nach ihrer Rückkehr legte man sie in einen Ganzkörper-scanner und zapfte ihr literweise Blut ab, um einen Test nach dem anderen durchzuführen.

Man konnte keine einzige Krebszelle mehr nachweisen.